



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

PIRKKO SAISIO

**Das kleinste
gemeinsame
Vielfache**

ROMAN

Aus dem Finnischen von Elina Kritzokat

KLETT-COTTA

Die Übersetzung und Veröffentlichung dieses Buches wurde gefördert vom Deutschen Übersetzerfonds, FILI – Finnish Literature Exchange.



Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Pienin yhteinen jaettava« im Verlag WSOY, Helsinki

© 1998 by Pirkko Saisio

Published by agreement with Helsinki Literary Agency

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer Abbildung von © Melinda Cootsona

Stadtplan Helsinki: VH-7 Medienküche GmbH, Stuttgart

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98726-3

E-Book ISBN 978-3-608-12375-3

Sie

Ich war acht, als es zum ersten Mal passierte.

Es war ein Morgen im November.

Die Straße glänzte schwarz und wölbte sich vor den schneeregennassen Fenstern.

Ich sah mich in der Scheibe, ich war rundlich und schlecht gelaunt.

Ich zerrte mir die engen Wollstrümpfe über die Beine.

An den Miederschnüren fehlte unten ein Knopf.

Mutter holte ein Fünfmarkstück aus ihrer Handtasche, und ich drückte es als Ersatzknopf von innen in die Strumpfwolle.

Da passierte es zum ersten Mal.

In meiner Vorstellung schrieb ich einen Satz: Sie wollte nicht aufstehen.

Ich korrigierte den Satz: Sie wollte noch nicht aufstehen.

Ich fügte einen zweiten hinzu: Sie war zu müde, um in die Schule zu gehen.

Ich verbesserte den zweiten Satz: Sie war viel, viel zu müde, um in die Schule zu gehen.

Triumphierend sah ich zu meinem Vater, der im bloßen Hemd die *Arbeiterzeitung* las und schwarzen Kaffee trank.

Mutter stand vor dem Flurspiegel, tupfte sich Lippenstift vom Mund auf die Wangen und summte das Lied *Ahoi Mannschaft*.

Keiner hatte bemerkt, dass aus meinem Ich ein Sie geworden war, das ich einer ständigen Beobachtung unterwarf.

Die Hitze hatte noch immer nicht nachgelassen, dabei war schon September: Zwei Wochen war ich weg gewesen.

Die Linden am Nordufer ließen müde und niedergeschlagen ihre staubigen Blätter hängen, und auf meinen funkelnagelneuen Fenstern klebte bereits eine zähe Schmutzschicht. Steife Plastikplanen verhüllten die Wohnzimmereinrichtung. Stühle, Bücher, das tibetische Thangka und die schwarzen Musiker des Puppenorchesters aus Stockholm schimmerten durch dieses Plastikeis wie Treibgut von der *Titanic*.

Während meines Aufenthalts in Südkorea hatten sie wie vereinbart die Fenster ausgetauscht.

Ich holte meine Mitbringsel aus dem Koffer. Umgeben von dem Meer aus Plastik, wirkten die kleinen koreanischen Gegenstände verloren und absurd, als hätten auch sie Schiffbruch erlitten.

Mein Fieber stieg; seit über einer Woche hatte ich erhöhte Temperatur.

Ich lächelte und sagte etwas, vom Fieber aber schwieg ich.

Ab jetzt hatte ich wieder Mutter zu sein, und Lebensgefährtin.

Und Tochter.

In Korea wohnte ich im Zentrum des alten Seouls, in einer wachsenden Enge aus Schaufelbaggern, Parkhäusern, McDonald's-Filialen und Bürogebäuden aus Beton.

Aus der aufgerissenen Straße vor dem Hotel ragten Kabel; zum Eingang gelangte man nur über ein paar lose hingeworfene Planken, die über die in der Erde klaffende Wunde führten.

Doch hinter der schwarzlackierten Tür öffnete sich eine hübsche koreanische Ansicht.

In der Mitte des Innenhofs stand ein Baum. Seinem krummen Wuchs zum Trotz schob er die Zweige unermüdlich in die Sonne.

Neben dem Stamm ruhte ein aus Ton gemauerter Ofen, leere Coca-Cola-Kästen stapelten sich vor der Brennkammer, die unbenutzt blieb, das Hotel hatte einen Abrissbescheid erhalten.

Papierne Schiebetüren umrahmten den Innenhof. Hinter ihnen lagen zwei Quadratmeter große Zimmerchen, auf deren Boden man zum Schlafen eine dünne Bastmatte ausrollte.

Bevor das Haus ein Hotel wurde, hatten in den Zimmern Söhne und Töchter, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter gewohnt.

Zu der Zeit führten die Großeltern das Haus, und zu den Mahlzeiten aus Kimchi und Reis versammelten sich alle um den Ofen, durch dessen schmales Abzugsrohr der Rauch aus dem Hof in den Himmel stieg.

Jetzt zogen Staubwolken von der Baustelle über dem Haus entlang.

Die dauerlächelnden alten Hotelbesitzer taten, als sähen sie es nicht.

Und wir Hotelgäste, Jäger der Vergangenheit, husteten in unsere Taschentücher.

Der Plankenweg, der zum Hoteleingang führte, wurde mit jedem Tag länger.

Hinaus gelangte man nur noch durch die Hintertür.

Sie ging auf eine Gasse, in der es nach Urin und Fischabfällen stank.

Als ich am Abreisetag meinen Koffer zum Taxi schleppte, das nicht bis zum Hotel hatte vorfahren wollen, sah ich, wie ein deutscher Tourist in Wanderkleidung mit einem Schweizer Armeetaschenmesser eine gebrannte Keramikverzierung von der Regenrinne des Hotels löste.

Erst abends rief ich in der Hämeentie an, der Straße, in der ich lange gewohnt hatte.

Ich musste warten, bis abgehoben wurde.

Vaters Stimme klang müde und depressiv, mal wieder.

»Ich bin's nur.«

Ihre Stimme klang weich, irgendwie süßlich.

Seit einiger Zeit redete sie mit ihrem Vater wie mit einem Kind.

»Ach so.«

Dann legte er den Telefonhörer auf den Tisch, es war deutlich zu hören.

Ich probierte den Calvados, den ich auf dem Rückweg über Paris gekauft hatte. Er war vierundzwanzig Jahre alt, besaß ein dezentes Raucharoma und eine noch dezentere Apfelnote, wie

es sich für guten Calvados gehörte. Trotzdem schmeckte er mir nicht, und das Fieber jagte mir unangenehme Schauer über Rücken und Beine.

Eine Minute verging, eine zweite.

Ich hörte ein Rauschen, das Poltern des Gehstocks, das vertraute Husten. Dann:

»So, ich habe mir einen Stuhl geholt. Du bist also wieder zurück.«

»Ja, seit einer Stunde.«

Warum log sie?

»Aha.«

»Ja.«

Ich nahm einen weiteren Schluck. Der Alkohol brannte in der Kehle und trieb mir Schweiß auf die Stirn, den das Fieber gleich trocknete.

»Schon wieder eine Reise. Dauernd unterwegs.«

»Es war wegen der Arbeit.«

Sie verteidigte sich.

Aus irgendeinem Grund hatte sie das Bedürfnis, sich zu verteidigen.

»Wie geht's denn so?«, fragte ich.

»Kann mich nicht beschweren.«

»Aha.«

»Rumsitzen. Wie's Leben halt ist.«

»So ist es. Oft jedenfalls.«

Wie eine Wasserpflanze im warmen Meeresstrom schaukelte sie in Vaters Sprachrhythmus.

»Ja, oft«, brummte er.

»Tja.«

»Das ganze Leben.«

»Hmm.«

»Ja.«

»Und wie geht's Kerttu?«

Kerttu war sechsundachtzig Jahre alt, doch Vater bezeichnete sie als seine Freundin.

Als sie Kerttu vor zehn Jahren kennenlernte, saß diese in dem Sessel, in dem schon ihre Mutter gesessen hatte. Und aus dem Sessel waren seit dem Tod ihrer Mutter schon mindestens Aune, Lempi, die Wermut trank und ab acht Uhr morgens Patienten legte, und Siviä geflohen, die sich auf eine Brieffreundschaftsannonce gemeldet hatte.

Kerttu war eine stilvoll gealterte Witwe, die adrett hüstelnd den Cognac trank, den Vater ihr zum Kaffee servierte. Im Laufe von zehn Jahren machte er sie auch mit Whisky, Koskenkorva, Smirnoff, süßen Beerenlikören, Bier und Longdrinks mit Gin vertraut.

»Sie holen sie jeden Abend ab und bringen sie irgendwohin.«

»Kerttu?«

»Ja.«

»Wohin denn?«

»Ich weiß nicht.«

Vaters Stimme klingt jetzt erregt.

Sie muss die fiebrigen Wogen verlassen.

»Aber wohin bringen sie sie denn?«

»Wo man alte Menschen eben hinbringt. Sie verraten es nicht.«

Ich zünde mir eine Zigarette an. Auch die schmeckt nach Fieber.

»Und wer holt sie ab?«

»Raimo, ihr Sohn. Jeden Abend, mit dem Auto. Jeden Abend.«

»Oh je.«

»Ja.«

Im Hörer rauscht es wieder.

Es klingt ungeduldig.

»Vielleicht rufst du da mal an«, tönte es ängstlich in mein Ohr.

»Wo denn?«

»Da, wo man sie hinbringt.«

Die Pause wird unangenehm lang.

Ich müsste Fieber messen, denkt sie.

»Gut, ich rufe da an«, lüge ich.

»Ja, mach das.«

»Klar.«

»Die werden dir schon was sagen.«

Ich schaffe das nicht, denkt sie.

Tochter sein. Heute, mit diesem Fieber.

Wieso denke ich mich als sie, denkt sie.

»Ich komme morgen bei dir vorbei«, sage ich und spreche noch tiefer und sanfter.

»Mach das.«

»Ich würde schon heute kommen, aber ich habe wohl etwas Temperatur.«

»Aha.«

»Na dann, halte durch.«

»Muss ich ja.«

»Bis morgen.«

Sie legt auf und schaut durchs Küchenfenster in den Innenhof.

Der Hausmeister fegt den Asphalt und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Die im Frühling gepflanzten Blumen ragen aus ihren Presspankästen vertrocknet in die Abendsonne.

Dieser Sommer endet nie, denkt sie.

Nachts im Traum war ich wieder einmal in der Fleminginkatu, auch dort habe ich als Kind gewohnt.

Mutter war von einer langen Reise zurück, aber einen Koffer hatte sie nicht dabei.

Heiter und abwesend saß sie im Sessel und trug den Rock aus Bukarest mit den tanzenden Nationen unten am Saum.

Ich stand an der Flurtür und suchte nach einem Wort, einem Satz oder einem Lied, mit dem ich Mutter davon abhalten konnte, erneut fortzugehen.

Die Sonne stach durch den Spalt zwischen den Vorhängen

und malte ihr strenge Schatten unter die Augen und die markanten Nasenlöcher.

Sie lächelte zufrieden in sich hinein und sah mich nicht an.

An dieser Stelle wachte ich auf. Das Fieber war ein wenig gesunken.

Schon um neun rief ich Vater an.

Er ging nicht ans Telefon.

Um zehn rief ich Raimo an.

Der erzählte, dass Kerttu seit vorigem Dienstag in einem Heim für Demenzkranke wohne und seitdem garantiert nicht mehr in der Hämeen-tie gewesen sei.

Sofort machte ich mich dorthin auf.

Aber

bereits am Nordufer bleibt sie stehen, denn hinter den schlafenden Linden liegt das ölig-stille Meer, auf dem ein Schoner mit roten Segeln geruhsam dahingleitet.

Den Schoner prägt sie sich ein.

Sie braucht ihn und das Meer und diesen Moment dringend und betet, er möge nicht enden, damit sie nicht in die Hämeen-tie gehen, die Tür aufmachen und vorfinden muss, was sie schon vorzufinden weiß, auf der anderen Seite.

Letztes Jahr im Juni hat Vater das Sommerhaus verkauft.

Als ich meine Sachen abholte, schaute ich nicht mehr auf den See, aber ich wusste, dass er glitzerte und die Birken das saftige Grün des Frühsommers feierten, so, wie wir es seit achtundzwanzig Jahren bewundert hatten.

Im November musste Vater sich im Gesundheitszentrum einen Gehstock holen, und im Januar verkaufte er das Auto.

Als der Lada in die Pääjanteentie einbog und verschwand, bemerkte Vater seinen Fehler, umklammerte meinen Arm und stützte sich mit der freien Hand an der Betonwand der Garage ab.

»Jetzt habe ich gar nichts mehr.«

Im März war die Beerdigung von Jopi, einem alten Verwandten.

Ich holte Vater ein Schinkenbrot und ein Stück Karamellkuchen vom Büfett im neuen Gemeindehaus, das irgendwann plötzlich neben dem Friedhof Malmi aufgetaucht war; das Speisenangebot für den Leichenschmaus hatte ich im Laufe der letzten Jahre gründlich kennengelernt.

»Nach und nach verschwinden alle«, klagte Vater,
und

wieder muss sie vor der abgenutzten Trostlosigkeit seiner Stimme fliehen, und so ist sie mitten im gleichmütigen Kerzenlicht und dem kühlen Klirren der Kaffeetassen weit, weit weg, auf einem glitzernden Meer ohne Ufer, in ihrem nach Benzin riechenden Boot, das in diesem kurzen Tagtraum eine stolze Barke ist, schwerfällig, aber nicht morsch und auf dem Weg fort, weit fort.

Im Juli wurde meine Patentante Sisko beerdigt.

Vater trug seinen weißen Trainingsanzug und fing mich vor der Kapelle ab. Aus seiner Jackentasche lugte eine Krawatte; das Knotenbinden beherrschte er nicht mehr, und auch Kerttu hatte sich an das komplizierte Prozedere nicht erinnern können.

Die Schnürsenkel seiner Turnschuhe waren ebenfalls nicht zugebunden.

Ich bückte mich, machte zwei Schleifen und führte Vater in die Kapelle.

Vom Büfett im Gemeindehaus holte ich ihm ein Schinkenbrot und ein Stück Karamellkuchen. Das Brot schnitt ich in mundgerechte Happen, den Kuchen schob ich essbereit auf den Löffel, damit möglichst wenig danebenging.

Und

angesichts der mitfühlenden und wohlwollenden Blicke, in deren Feuer sie für einen Moment stand, fühlte sie sich verlegen und verlogen: die gute Tochter.

Ich drückte auf Vaters Klingel. (Vor neunundzwanzig Jahren war das auch noch meine Klingel gewesen.)

Hinter der Tür herrschte Stille.

Ich klingelte noch einmal.

Ich spähte durch den Briefschlitz, doch die Zwischentür war zu.

Ich zündete ein Streichholz an und hielt es an den Spalt über der Schwelle. Zwischen der Wohnungstür und der Zwischentür

lagen unberührt die *Helsingin Sanomat* und die Sonntagsausgabe der *Volksnachrichten*.

Im Treppenhaus ging das Licht aus.

Und

sie steht im Dunkeln und möchte am liebsten in einer schalltoten Ellipse der Zeit versinken, nicht mehr hier sein. Fort sein, weit fort von diesem dunklen Treppenhaus.

Aber

ich machte das Licht wieder an und versuchte, klar zu denken.

Jetzt ist Eile angesagt, versuchte ich zu denken.

Ich klingelte beim Nachbarn; das schaffte ich.

Doch er machte nicht auf.

Ich klingelte bei sämtlichen Nachbarn auf der Etage meines Vaters; ich schaffte auch das.

Doch niemand machte auf, und

dann ist sie im Fahrstuhl.

Und nach dem Fahrstuhl kommt die Haustür und dann der Asphalt im Innenhof.

Sie sieht sich die Hämeentie entlanglaufen, fiebrig und atemlos.

Sie sieht sich hoffen, ihr käme ein Polizeiauto entgegen, in dem ein Polizist mit einem Schlüssel und einer Antwort auf die Frage säße, was jetzt zu tun ist.

Sie will zur Polizei laufen, um eine Antwort, einen Schlüssel und die Erlaubnis zu erhalten, Vaters Zuhause zu betreten, ihr Zuhause.

Sie hat die Polizei und den Schlüssel und die Antwort schon fast erreicht,

doch

da kamen mir zwei Betrunkene entgegen, in Umarmung aufeinander gestützt.

Einer von ihnen war ein alter Kindheitsfreund, und während die Hämeentie ignorant toste, bekam ich Angst, der alte Freund könnte ausgerechnet jetzt nach meinem Vater fragen.

Und das war der Grund, weshalb ich durch eine offen stehende Tür in ein Chinarestaurant lief.

Ich taumelte gegen eine Sitzecke und wurde von einer Speisekarte gestoppt, die mir der Kellner vors Gesicht hielt.

»Gutön Moogen!«

Und

schon sieht sie sich auf einer weichen Bank im Chinarestaurant sitzen und die Speisekarte studieren.

Jetzt bin ich lächerlich, denkt sie.

Jetzt muss was passieren, denkt sie.

Das ist ein Albtraum, denkt sie.

Das ist eine Szene von Woody Allen, denkt sie.

Jetzt muss ich klar denken, denkt sie,

und

nachdem ich mich bei dem irritierten Kellner entschuldigt und von der Bank geschlängelt habe und auf die Straße gerannt bin, halte ich erst wieder im Metrotunnel an. Ich kaufe eine Fahrkarte; wohin ich will, weiß ich nicht, ich weiß nur, dass ich Fieber habe, hohes Fieber.

Ich weiß, dass Vater hinter zwei Türen liegt und die *Arbeiterzeitung* und die *Helsingin Sanomat* nicht vom Boden aufheben kann,

und

trotzdem bleibt sie am Fahrkartenautomaten stehen und lässt sich von den Geräuschen im Tunnel forttragen aus Raum und Zeit, weit fort.

Und als der wallende Rock einer Roma-Frau in den Rolltreppeinstufen hängen bleibt, lauscht sie friedlich-verträumt den hastigen Schritten des Wachpersonals und dem Quietschen der abrupt gestoppten Rolltreppe; sieht den unruhigen, nie abreißen den Strom der gehetzten Familien, japanischen Touristen, schlurfenden Säufer, weißbemühten Rentner, verschleierten Musliminnen, Somali und Senegalesen und müden, vor Hitze rotgesichtigen finnischen Kinder.

Sie träumt sich zurück ins südkoreanische Nationalmuseum, wo hinter Glas eine große Puppe auf einem Pferd galoppierte, und erst jetzt wird ihr klar, dass die Zungen am goldenen Puppenhelm Flammen darstellen sollten, doch dann fällt ihr wieder ein, wo sie ist.

Ich muss klar denken, denkt sie und reißt sich aus ihrem Fiebertraum.

Jetzt nur noch der Weg vom Fahrkartenautomaten bis zum R-Kiosk weiter hinten im Tunnel.

Ich muss einen Stift kaufen, denkt sie und sagt diesen Gedanken laut zur Verkäuferin.

Die sieht sie erstaunt an.

Jetzt habe ich es falsch gesagt, denkt sie, doch die Verkäuferin lächelt bereits freundlich:

»Bleistift oder Kugelschreiber?«

Ich muss mich entscheiden, denkt sie gestresst.

»Vielleicht einen Bleistift«, sagt sie aufs Geratewohl.

»Haben wir leider nicht.«

Die Verkäuferin lächelt noch immer.

Sie ist eine junge Frau mit sanften Kurven und Einsprengseln eines langsam erlöschenden Savo-Dialekts.

Und

in diesem Moment würde ich gern hierbleiben, meinen Kopf ins Tal zwischen den zwei Hügeln der Verkäuferinnenbrüste drücken und über mein Schicksal klagen, weil es gerade sehr schwer ist, Mutter und Lebensgefährtin und Tochter zu sein.

Aber

noch gibt sie nicht auf, sie muss weiterkämpfen.

»Dann einen Kuli.«

»Kulis haben wir leider auch nicht.«

Sie sieht sich ratlos im Dämmerlicht der Brusthügel und des Savo-Lächelns stehen, lässt sich aber diesmal nicht aus dem Griff von Raum und Zeit fallen.

»Verdammt«, hört sie sich sagen, »es gibt doch in jedem Kiosk einen Stift!«

Und ihr Blick erhascht einen Kugelschreiber, der nichts Böses ahnend auf einem Block Karopapier schlummert.

»Da ist doch einer«, hört sie sich triumphieren.

»Der gehört aber dem Personal.«

In die einlullende Wärme der Savo-Stimme schleicht sich ein bedrohlich kühler Luftstrom.

»Egal, ich nehme ihn«, hört sie sich sagen,
und

dann muss ich die Hämeentie zurückrennen und dabei überlegen, warum der Stift eigentlich so wichtig ist.

An der Tür fällt es mir wieder ein: Ich muss den Hausmeister anrufen.

Ich muss ins Treppenhaus gehen, auf die Tafel schauen, die Nummer aufschreiben, zum Kiosktelefon laufen, den Hausmeister anrufen und ihn um einen Schlüssel für die Tür bitten, hinter der Vater liegt, lebendig oder tot.

Der Hausmeister schließt auf.

»Na dann«, sage ich.

Die Badezimmertür steht offen.

Vater liegt in Unterhose auf den Fliesen und klammert sich mit weißen Fingernägeln an den Schlauch der Waschmaschine.

Die eine Wange ist blau.

Der Hausmeister steht auf der Flurmatte.

Ich stehe schon an der Badezimmertür.

»Na dann«, sagt der Hausmeister, »ich werde hier wohl nicht mehr gebraucht.«

»Eher nicht«, sage ich, doch bevor ich zu Vater gehen darf, muss ich einen Hundertmarkschein und den Personal-Kuli vom Kiosk aus meiner Hosentasche kramen und das Aufschließen der Tür quittieren.

Der Hausmeister verschwindet. Die Wohnungstür fällt zu, und

dann will die Zeit einfach nicht mehr vergehen.

Sie steht auf der Flurmatte und weiß nicht, was zu tun ist.

Sie gähnt und denkt an das Fieber.

Sie streicht mit der Hand übers Telefon, und erst dann schafft sie den Schritt ins Badezimmer.

Vaters Augenlider bewegen sich.

»Hallo«, sagt sie und weiß nicht, was sie mit dem Kuli ma-

chen soll, der unmotiviert von einer Hand in die andere wandert.

Es ist jetzt ein schmutziger Kuli, ein von klebrig-kaltem Schweiß besudelter Gegenstand.

Vaters Lippen bewegen sich, und nach kurzem Zögern neigt sie ihr Ohr an den zahnlosen, blau angelaufenen Mund:

»Bist ja am Ende doch noch gekommen.«